



DAVID GOODHART
KOPF HAND HERZ –
DAS NEUE RINGEN UM STATUS
WARUM HANDWERKS-
UND PFLEGEBERUFE
MEHR GEWICHT BRAUCHEN

Penguin Verlag,
München 2021

ISBN 978-3-328-60136-4
400 Seiten, 22,00 €

BESPROCHEN VON

Torben Schwuchow (M.A.
Politische Theorie) ist Doktorand am Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung.

Aus Sicht so mancher Sozialwissenschaftler*innen bietet die Corona-Pandemie die Chance, bestehende soziale Ungleichheiten bezüglich der Steuergerechtigkeit, ungleicher Lohnentwicklung oder mangelnder Wertschätzung sogenannter system-relevanter Berufe grundlegend zu beheben. Auch der Journalist und Sachbuchautor David Goodhart sieht hier Handlungsbedarf. Wie der Untertitel seines Buches „Kopf Hand Herz. Warum Handwerks- und Pflegeberufe mehr Gewicht brauchen“ bereits verrät, spricht er sich für eine Aufwertung von Handwerks- und Pflegeberufen aus. Die Lektüre des Bandes lässt allerdings vermuten, dass diese Forderung gerade für ihre akademischen Befürworter schmerzhafter sein könnte, als sie vermutlich wahrhaben wollen. Denn um die mit der Corona-Pandemie wieder stärker im Zentrum stehenden Tätigkeiten der „Hand“ und des „Herzens“ aufzuwerten, müsse laut Goodhart die Vorherrschaft einer kognitiven „Massenelite“ (S. 22), also derjenigen, die weniger mit Hand oder Herz als mit ihrem Kopf arbeiten, geschwächt werden.

Die Trias aus „Kopf“, „Hand“ und „Herz“ ist nach Goodhart in vielen westlichen Ländern spätestens seit den 1990er Jahren massiv ins Rutschen geraten. Während noch bis in die 1970er Jahre nur Wenige über eine akademische Ausbildung verfügten und Lehrberufe nicht nur ein ausreichendes Einkommen und gesellschaftliche Anerkennung, sondern auch Aufstiegsmöglichkeiten versprachen, studiert in Großbritannien, USA, Frankreich oder auch Deutschland heute die Hälfte eines Jahrgangs an einer Universität oder Fachhochschule. Gelockt wird diese Gruppe von der Aussicht auf bessere Arbeitsbedingungen und Löhne sowie einem damit einhergehenden höheren gesellschaftlichen Status.

Goodhart kritisiert diese Entwicklung und stützt sich dabei auf eine Reihe von Argumenten und statistischen Belegen, die vielen vertraut sein sollten: So habe die Bildungsexpansion keineswegs dazu geführt, dass es heute mehr soziale Aufsteiger gebe. Im Gegenteil, es studierten immer noch mehr Kinder aus bürgerlichen Familien als aus Arbeiterhaushalten, und die Chance auf einen einflussreichen Posten in Wirtschaft, Wissenschaft oder Medien hänge im Wesentlichen vom Kapital der Eltern ab. Genauso würden die Parlamente mittlerweile von Hochschulabsolvent*innen dominiert, was den Anspruch einer repräsentativen Demokratie drastisch verzerre. Zugleich lasse sich belegen, dass die Löhne derjenigen ohne akademische Abschlüsse in vielen westlichen Demokratien seit Jahren stagnieren oder sogar rückläufig seien, während Berufstätige mit akademischen Abschlüssen bis zuletzt massive Lohngewinne verzeichnen konnten. Diese von Goodhart kritisierten Entwicklungen werden derzeit in vielen sozialwissenschaftlichen Studien als ein wichtiger Erklärungsfaktor der erdrutschartigen Erfolge (rechts-)populistischer Parteien angeführt und sorgen für ein wiedererstarkendes Interesse an klassenpolitischen Analysen.

Das Spannende an Goodharts Vorgehensweise ist, dass er nicht bei diesen gut dokumentierten und weitläufig bekannten Kritikpunkten der Bildungsungleichheit stehen bleibt. Vielmehr geht er der Frage nach, wie es überhaupt zu der Vorherrschaft der kognitiven Kompetenzen gegenüber anderen menschlichen Fähigkeiten, etwa Mitgefühl, Fürsorge, Anstand oder Loyalität – Kompetenzen, die man in der Regel nicht an einer Universität lernt –, kommen konnte. Seine Antwort lautet, dass sich in der postindustriellen Wissensgesellschaft ein Auslese- und Prämiensystem etabliert habe, von dem die kognitive Elite im Gegensatz zum Rest der Gesellschaft massiv profitiere und das in erster Linie der Reproduktion ihrer Vormachtstellung diene. Das entscheidende Kriterium dieses Systems sei der Fokus auf den Nachweis kognitiver Kompetenzen. So profitierten von der Etablierung von Intelligenztests als Zugangsvoraussetzungen für ein Studium an einer der renommierten Universitäten in den USA oder Großbritannien vor allem diejenigen, die über hohe kognitive Kompetenzen verfügen. Gleches gelte mit Blick auf Vergütungssysteme, die sich nicht nach der Produktivität oder dem inhaltlichen Anspruch einer Tätigkeit richten, sondern allein am Bildungsgrad des mit der Aufgabe Beauftragten orientieren. Für den Erwerb solcher kognitiven Kompetenzen sind nach Goodhart zwei Dinge entscheidend: Auf der einen Seite haben Umweltfaktoren wie das soziale Umfeld oder die finanzielle Unterstützung durch die Eltern einen entscheidenden Einfluss auf die Bildungserfolge und kognitive Entwicklung einer Person. Hinzu komme nach Goodhart der Einfluss der genetischen Vererbung. Auch wenn er keineswegs von einem Determinismus ausgeht, wonach „schlaue“ Eltern zwangsläufig „schlaue“ Kinder zur Welt bringen, gelte es heute als erwiesen, dass „die Unterschiede der Intelligenz etwa zur Hälfte auf die Gene zurückzuführen sind“ (S. 96). Da Akademiker*innen heute anders als früher unter sich blieben, begünstigte auch dieser Faktor die Bildung einer akademischen Kaste.

Mit dieser Diagnose möchte Goodhart keineswegs das dystopische Bild einer kognitiven Erbelite zeichnen, dazu seien die Zugänge zur Elite weiterhin zu offen und die Verteilung kognitiver Kompetenzen natürlicherweise zu kontingent. Doch auch ohne dieses Schreckensszenario könne seiner Meinung nach festgehalten werden, dass „in der Wissensgesellschaft auch bei einer relativ offenen Leistungselite immer eine große Minderheit und vielleicht sogar eine Mehrheit [bleibt], die sich ausgesetzt fühlt oder über nicht-kognitive Fähigkeiten verfügt, die nicht ausreichend gewürdigt werden“ (S. 107). Das Problem der mangelnden Chancengleichheit ist also nur die eine Seite der Ungleichheitsmedaille. Viel gravierender und für das demokratische Zusammenleben schädlicher ist nach Goodhart der Fakt, dass nicht-kognitive Kompetenzen in den meisten liberalen Demokratien kaum Anerkennung finden.

Um dieser Entwicklung gegenzusteuern und den Tätigkeiten „der Hand und des Herzens“ mehr Gewicht zu

verleihen, macht Goodhart am Ende seines Buches eine Reihe von Vorschlägen. Dabei zeigt er sich überzeugt, dass die Veränderung der Hierarchie der sozialen Wertschätzung bereits im vollen Gange sei. Denn Globalisierung und Digitalisierung machten längst nicht mehr vor den Wissensarbeitern halt. So sei bereits zu beobachten, dass viele Kopfarbeiten in billigere Länder ausgelagert oder gänzlich wegrationalisiert werden. Auch die erhofften Akademikerprämien realisieren sich nur noch für die Absolventen der elitärsten Universitäten oder diejenigen mit den höchsten Abschlüssen, etwa einer Promotion. Die große Mehrheit der kognitiven Elite finde sich dagegen zunehmend in schlecht bezahlten und wenig sinnstiftenden Jobs wieder. Zeitgleich wachse mit dem demografischen Wandel in vielen westlichen Demokratien die Nachfrage nach gut ausgebildeten (und weiterhin menschlichen) Pflegekräften, die, so ist sich Goodhart sicher, durch die Corona-Pandemie gegenwärtig eine massive Aufwertung erleben und sich neben Handwerksberufen für viele Jugendliche in Zukunft als bessere Alternative zu einem Studium etablieren werden.

Gemessen an seinem vorherigen Werk ist es überraschend, dass der Autor mit dieser Prognose die politische Ebene aus den Augen verliert. Denn auch wenn sich für Goodharts Perspektive stichpunktartige Belege finden las-

sen, ist es fraglich, ob das neue Ringen um Status tatsächlich so reibungslos ablaufen wird wie von ihm skizziert. Sich bei der Lektüre aufdrängende Fragen, etwa ob die kognitive Elite drohende Statusverluste widerstandslos hinnehmen wird, oder wie sich diese drohenden Verluste auf die in vielen liberalen Demokratien zuspitzende politische Frontstellung zwischen Populismus und Anti-Populismus auswirken könnte, werden von Goodhart daher leider nicht thematisiert.

Seiner Analyse des Ungleichgewichts zwischen Kopf, Hand und Herz tut dies jedoch keinen Abbruch. Im Gegenteil, nach der Lektüre des Werkes dürften insbesondere viele gesellschaftswissenschaftlich ausgebildete Leser*innen ein gewisses Unbehagen beschleichen, dass das, was man an der Universität gelernt hat, für die allermeisten Angelegenheiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens nur eine untergeordnete Rolle spielt, sich diese offensichtliche Inkompetenz jedoch glücklicherweise (noch) nicht am monatlichen Gehalt auszudrücken scheint. Wie die kognitive Elite mit diesem Unbehagen umgeht – wütend, leugnend, demütig oder mit der Bereitschaft, in Zukunft freiwillig kürzer zu treten –, wird sich vermutlich bereits an den Reaktionen auf das lesenswerte Buch David Goodharts erkennen lassen. ■